

3. Kapitel des Generalabtes M-G. Lepori OCist für den KMA – 27.08.2014

„In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg 17,28), sagt der heilige Paulus den Leuten von Athen. Christus führt uns ein in die neue Beziehung unseres Lebens zu Gott. Gott, sagt Paulus, „hat für sie [die Menschen] bestimmte Zeiten und die Grenzen ihrer Wohnsitze festgesetzt. Sie sollten Gott suchen, ob sie ihn ertasten und finden könnten; denn keinem von uns ist er fern“ (Apg 17,26-27). Der Mensch trägt in seinem Innern die Sehnsucht nach Gott, er sucht ihn, angespornt von der Schöpfung, die auf ihn hinweist. Aber instinktiv sucht der Mensch nach einem äusseren Gegenstand, den er berühren, den er fassen kann, von dem wir nicht wissen, wo er sich versteckt. Wenn wir uns diesen instinktiven Vorstellungen, die durchaus religiös sein können, überlassen, wird das Leben zu einer grausamen Posse, in der eine zynische Gottheit sich daran ergötzt sich zu verstecken, damit wir wie elende Blinde uns nach ihm vortasten. In Wirklichkeit aber ist es von der Sünde Adams an bis heute der Mensch, der entschieden hat sich vor einem Gott zu verstecken, in dem er lebt, sich bewegt und existiert, ohne den er gar nicht leben, sich bewegen und existieren könnte. Es ist absurd! Es ist, als wollte ein Fisch sich vor dem Meer, als wollte ein Vogel im Flug sich vor der Luft verstecken. Und Gott muss sich dazu herablassen, dass man ihm die Augen verbindet, um sich zum Menschen vorzutasten, selbst wenn er weiss, dass wenn es auf ihn ankommt, der Mensch ihm sehr nah, dass er in ihm ist, dass der Mensch in ihm lebt, sich bewegt und existiert: „Gott der Herr rief Adam und sprach: Wo bist du? Er antwortete: Ich habe dich im Garten kommen hören; da geriet ich in Furcht, weil ich nackt bin, und versteckte mich.“ (Gen 3,9-10)

Der Mensch hat sich mit der Sünde von Gott entfernt, und das ist vergleichbar mit einer Mutter, die man nötigt ihr Kind zu suchen, das sie in ihrem Schoss trägt. Der Mensch hat sich verloren in einem Raum, in dem es unmöglich gewesen wäre sich zu verlieren; er hat einen Raum verlassen, ausserhalb dessen nichts existiert, den niemand verlassen kann. Madeleine Delbrêl formuliert das mit der ihr eigenen genialen Ironie über sich selbst: "*Mon Dieu, si vous êtes partout, comment se fait-il que je sois si souvent ailleurs ?* – Mein Gott, wenn du überall bist, wie ist es dann möglich, dass ich so oft anderswo bin?" (*Alcide*, Ed. du Seuil, 1968, p. 61).

Ich betone das, weil es wichtig ist, dass wir unsere Situation genauer unter die Lupe nehmen: Wir suchen Gott, wir brauchen Gott, das ist lebenswichtig für uns. Es nützt nichts sich immer wieder einzureden, wie ich das oft mache, dass ich mehr beten, mehr meditieren, mehr auf das Wort Gottes hören sollte, dass ich mit mehr Aufmerksamkeit die Sakramente zelebrieren und das Offizium beten sollte, dass ich mir mehr Mühe geben sollte im Mitmenschen Christus zu begegnen, das alles nützt nichts, wenn mir nicht bewusst wird, auf welcher Bühne mein Leben und das Leben aller spielt, die grosse Bühne, auf der das grosse „Welttheater“ gespielt wird, zu dem auch Gott gehört und der gesamte Raum, den Gott erschaffen hat und in welchem das menschliche Abenteuer sich abspielt. Sonst

fahren wir fort wie Blinde im Dunkel zu tasten, in einem Raum, in welchem *wir* das Licht gelöscht haben, oder besser, in welchem Licht ist, vor dem wir die Augen verschliessen. Dabei merken wir nicht einmal, dass der Gott, den wir in irgend einem verborgenen Winkel dieses dunklen Raumes fassen wollen, dass wir diesen Gott berühren. Er ist wie die Luft, die den Raum füllt, wie das Wasser, das den ganzen Körper des Schwimmers umspült. Das sind Bilder, sie haben ihre Grenzen, aber sie können uns eine Idee vermitteln vom völlig Neuen in der Verkündigung des Paulus in Athen: „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg 17,28).

Der heilige Paulus drückt hier ein Bewusstsein aus, das oft in den Psalmen anklingt, ganz besonders im wunderschönen Psalm 138:

„Herr, du hast mich erforscht und du kennst mich.
Ob ich sitze oder stehe, du weisst von mir.
Von fern erkennst du meine Gedanken.
Ob ich gehe oder ruhe, es ist dir bekannt;
du bist vertraut mit all meinen Wegen.
Noch liegt mir das Wort nicht auf der Zunge -
du, Herr, kennst es bereits.
Du umschliesst mich von allen Seiten
und legst deine Hand auf mich.
Zu wunderbar ist für mich dieses Wissen,
zu hoch, ich kann es nicht begreifen.
Wohin könnte ich fliehen vor deinem Geist,
wohin mich vor deinem Angesicht flüchten?
Steige ich hinauf in den Himmel, so bist du dort;
bette ich mich in der Unterwelt, bist du zugegen.
Nehme ich die Flügel des Morgenrots
und lasse mich nieder am äußersten Meer,
auch dort wird deine Hand mich ergreifen
und deine Rechte mich fassen.
Würde ich sagen: «Finsternis soll mich bedecken,
statt Licht soll Nacht mich umgeben»,
auch die Finsternis wäre für dich nicht finster,
die Nacht würde leuchten wie der Tag,
die Finsternis wäre wie Licht.“

Das sind Ausdrücke, in die wir eintauchen sollten wie im Meer, sie sind wie Licht und Luft, in der wir fliegen wie die Möwen. Oft meinen wir, das Betrachten des Wortes Gottes sei etwas, das wir erfassen und mit unserem Kopf oder unserem Herz begreifen müssen. Es ist sicher auch das, aber nicht nur. Das Betrachten ist wohl viel mehr ein Eindringen in den Raum des menschengewordenen Wortes Gottes, in dem alles ist, in dem alles geschaffen ist. Die Mönche der alten Zeit haben das Wort Gottes laut gelesen und betrachtet, wie um akustisch die Tatsache

nachzuahmen, dass im Wort des Herrn alles seinen Bestand hat, alles einbezogen ist, und dass wir Sinn und Wahrheit finden, wenn wir in ihm bleiben. So wie wenn wir dieses Wort im gregorianischen Gesang anstimmen, in einer romanischen Kirche mit der ihr eigenen Resonanz. Das Wort des Herrn, in welchem wir geschaffen sind, umhüllt und durchdringt uns zugleich: „Wenn ihr in mir bleibt und wenn meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten“ (Joh 15,7). Es ist das menschengewordene Wort Gottes, das uns sagt, wir sollen in ihm bleiben und seine Worte in uns, in unser Denken, in unser Herz, in unseren Willen, in unsere Wünsche eindringen lassen.

Wir sind somit wie die Leute von Athen aufgerufen, uns zu diesem Bewusstsein des Geheimnisses Gottes zu bekehren, das unser Leben, alle unsere inneren und äusseren Regungen, unsere ganze Existenz in ein völlig neues Licht rückt. Wir haben da immer noch Spuren des Heidentums in uns, oder Spuren der Ursünde, der Angst Adams, der vor Gott flieht. Die Sünde hat die Beziehung Adams zur Gegenwart Gottes verfälscht. Sie hat nicht das Dasein Gottes beim Menschen, sondern das Dasein des Menschen in seinem Verhältnis zu Gott verändert.

Da, wo Paulus sich die Frage stellt: „Was kann uns scheiden von der Liebe Christi?“ (Röm 8,35), zählt er eine ganze Liste auf von Ereignissen, die uns nie von dieser Liebe trennen können: „Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Röm 8,38-39).

Es bleibt aber eine einzige Sache, die uns von dieser Liebe trennen könnte: unsere Ablehnung, unsere Freiheit, diese Liebe zurückzuweisen, vor dieser Liebe, die sich nach uns sehnt, die Flucht zu ergreifen. Diese Zurückweisung kann nicht seine Liebe zu uns zunichtemachen, aber sie würde uns zwangsläufig zur Behauptung veranlassen, dass das Licht, das uns umgibt, nicht existiert, das Licht, in welchem wir sind, leben und uns bewegen; und das ist ja gerade der Gott, den Paulus den Leuten von Athen verkünden wollte, wenn sie ihn über den auferstandenen Christus hätten sprechen lassen.